

Der Auftrag der Universitäten im 21. Jahrhundert

Workshop der Österreichischen Forschungsgemeinschaft
10. - 11. 12. 2010

Wozu brauchen wir eigentlich noch Universitäten?

*Univ.Prof. Dr. Christoph Markschies
Lehrstuhl für Antikes Christentum, Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, D - 10099 Berlin, christoph.markschies@rz.hu-berlin.de*

Um Sie nicht zu enttäuschen, meine Damen und Herren, schicke ich meinem Vortrag¹ zwei Vorbemerkungen voraus: Ich halte Ihnen *erstens* einen Vortrag, in dem immer wieder auch auf die Geschichte der Universität eingegangen wird, um über ihre Gegenwart nachzudenken. Das wird vielleicht überraschen, ich tue es freilich ganz bewusst – bin ich doch nach fünf Jahren in einem Leitungsamt einer nicht ganz unbekanntenen deutschen Universität felsenfest überzeugt davon, dass die gegenwärtigen Debatten um die Zukunft des Universitätssystems eher an einem Zuwenig als an einem Zuviel an historischen Kenntnissen krankt. Und zugleich bin ich ganz gewiss, dass wir die Zukunft der Universitäten nur dann werden gestalten können, wenn wir ihre Geschichte kennen, die Geschichte von Erfolg und Scheitern. *Zweitens* werde ich in meinem Vortrag weniger Antworten auf die titelgebende Frage „Wozu brauchen wir eigentlich noch Universitäten?“ geben als vielmehr Kriterien für eine überzeugende Antwort formulieren und weniger überzeugende Antworten kritisch beleuchten.

Ob ich damit die Erwartungen erfülle, die in diesen Eröffnungsvortrag gesetzt worden sind, weiß ich natürlich nicht. Wahrscheinlich erwartet man von einem Wissenschaftler, der bis vor wenigen Wochen Präsident jener Universität war, die auf die sogenannte Humboldtsche Gründung von 1810 zurückgeht (sich jedenfalls auf diese Gründung zurückführt²), zumindest, dass er die latent kritisch formulierte Frage dieses Symposiums, wozu wir *eigentlich noch* Universitäten brauchen, im Sinne des sogenannten Humboldtschen Universitätsideals und also ziemlich klassisch beantwortet. Also etwa folgendermaßen: Wir brauchen Universitäten, weil hier die Einheit von Lehre und Forschung gewahrt ist, die Einsamkeit und Freiheit der Wissenschaft gegen die allmächtigen Verzweckungsansprüche von Staat und Wirtschaft verteidigt und die *Universitas litterarum* gegen alle Versuche, isolierte Wissenschaftsdisziplinen institutionell zu etablieren, bewahrt wird. Überzeugt diese Antwort? Ich werde in den folgenden reichlich dreißig Minuten zuerst etwas ausführlicher überprüfen, ob diese von einem jungen Berliner Altpräsidenten eigentlich zu erwartende Antwort noch überzeugt, sodann ein paar der ansonsten noch verbreiteten Antworten kritisch überprüfen und schließlich versuchen, eine vielleicht nicht so verbreitete Antwort zu geben, die mindestens insofern auch eine Berliner Antwort ist, als sie sich der Erfahrung von fünf Berliner Jahren verdankt.

Zunächst also in einem ersten Abschnitt zu der von einem Berliner Altpräsidenten erwartbaren Antwort und ihrer Validität. Das klassische sogenannte Humboldtsche Universitätsideal scheint mir, vorsichtig formuliert, nicht unproblematisch. Denn mit ihm revitalisieren wir seit zweihundert Jahren *zum einen* einen ursprünglich antifranzösischen Impuls, der – wenn auch in unterschiedlicher Intensität – alle Berliner Gründergestalten ungeachtet ihrer Differenzen prägt: Ich meine jenen strikt gegen das französische Modell der 1794 gegründeten „École normale supérieure de Paris“ gerichteten Impuls, der die antifranzösische Grundhaltung der Berliner Gründerväter ins ganz Grundsätzliche überhöht und ein strikt gegen Paris und seine europäischen Filialitäten wie die im selben Jahr 1810 gegründete „Scuola

1 Der Vortragstext für das Symposium der Österreichischen Forschungsgemeinschaft „Der Auftrag der Universitäten im 21. Jahrhundert“ am 10. Dezember 2010 wurde im Blick auf die Diskussion nur geringfügig modifiziert, präzisiert und mit einigen wenigen dokumentierenden Anmerkungen versehen. Vollständigkeit war und ist nicht intendiert.

2 Zu dieser legendarischen Konstruktion habe ich mehrfach kritisch Stellung genommen; vgl. Ch. Markschies, Was von Humboldt noch zu lernen ist. Aus Anlass des zweihundertjährigen Geburtstags der preußischen Reformuniversität, Berlin 2010 (= Darmstadt 2010); ders., Angelegentlich drei. Reden und Vorträge des Präsidenten Christoph Markschies aus den Jahren 2009 und 2010, Berlin 2010.

Normale Superiore di Pisa“ gedachtes wie gerichtetes organisatorisches Gegenmodell entwirft. Der antifranzösische Affekt verwundert natürlich, rein historisch betrachtet, nicht: Die meisten Berliner Gründerväter waren von den Umwälzungen der napoleonischen Ära höchstpersönlich betroffen; Schleiermacher beispielsweise musste 1807 Halle verlassen, weil die dortige mitteldeutsche Reformuniversität nach der Besetzung der Stadt durch napoleonische Truppen geschlossen worden war; er fand in Berlin erst rund zwei Jahre später als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche überhaupt wieder eine auskömmliche berufliche Stellung. Doch um diese biographische Grundierung des antifranzösischen Impulses geht es mir hier nicht. Mir geht es um die durchgängige, mehr oder weniger explizite Präsenz des antifranzösischen Impulses im Universitätsreformdiskurs des frühen neunzehnten Jahrhunderts, der über das Konstrukt eines Humboldtschen Universitätsideals, das in seiner heutigen Gestalt im Wesentlichen auf das hundertjährige Jubiläum meiner Universität 1910 und die legitimatorischen Bemühungen einer westdeutschen Universitätsreform der sechziger Jahre (und insbesondere den Soziologen Helmut Schelsky) zurückgeht, bis heute die Debatten prägt, meist unerkant, häufig unverstanden. Ich expliziere den antifranzösischen Zug der sogenannten Humboldtschen Reformuniversität (und damit ihr Abrücken von einem durchaus Frankreich zugewandten Zug deutscher Aufklärungsuniversitäten wie Göttingen oder eben Halle, Einrichtungen, an denen die Berliner Reformer teils wie Humboldt studiert oder wie Schleiermacher gelehrt hatten) zunächst organisatorisch und behandle dann seine Überhöhung ins schlechterdings Grundsätzliche. Während die Studierenden mit der Aufnahme in die „École normale supérieure de Paris“ bis auf den heutigen Tag bereits in einen beamtenähnlichen Status samt Gehalt eintreten, zahlen sie im Modell der Humboldtschen Reformuniversität Hörgelder und werden aus dem strengeren Leben als Zöglinge einer Schule in die akademische Freiheit (als dem Gegenmodell einer Beamtenexistenz) entlassen. Wenn man einmal von Friedrich Schleiermacher absieht, der die „Spezialschulen“ des napoleonischen Modells der Universitätsbildung durchaus im deutlichen Unterschied zu Wilhelm von Humboldt in sein Modell einer „Universität im deutschen Sinn“ integriert, aber gleichwohl die Fakultäten in einem gegen Spezialisierung gerichteten Interesse eigentlich zerschlagen möchte, betonen die übrigen Reformer grosso modo die *Universitas litterarum* gegen die im Wesentlichen 1808 eingerichteten Grandes Écoles mit viel Tremolo (grosso modo formuliere ich, weil man natürlich bei näherer Betrachtung beispielsweise Fichtes und nicht nur Schleiermachers durchaus auch interessante Varianten beobachten kann). Man spottet in den spannenden Jahren 1807, 1808 und 1809 in Berlin über eine im Geist aufgeklärten Nützlichkeitsdenkens und neuzeitlicher Professionalisierung gegründete „École Nationale des Ponts et Chaussées“ („Nationale Schule für Brücken und Straßen“), und nun könnte ich ja durchaus die ketzerische Frage stellen, ob sich so viel am Diskurs über Universitäten geändert hat, wenn heute Vertreter der klassischen Universität deutschen Typs, der sogenannten Humboldtschen Reformuniversität, über die Spezialschulen unserer Tage, über medizinische Universitäten und Professional Schools wie die „Hertie School of Governance“ oder die „European School of Management and Technology“ höhnen. Vermutlich wollten die meisten Universitätspräsidenten mindestens die erfolgreichen „Spezialschulen“ wieder so in die Universitäten einverleiben, wie man 1810 darüber diskutierte, Berlins aufgeklärte Spezialschulen, Bau- und Bergakademie beispielsweise, in die neue Universität Unter den Linden zu integrieren. Noch einmal kurz formuliert: Der ursprünglich antifranzösische Impuls des sogenannten „Humboldtschen Universitätsmodells“ belastet bis heute die Debatten über die Universitäten mit einer unheilvollen Alternative zwischen „Spezialschulen“, die angeblich besonders der Verzweckung von Wissenschaft huldigen, und „Universitäten“ im eigentlichen Sinne, die angeblich zweckfreie Wissenschaft betreiben.

Das klassische sogenannte Humboldtsche Universitätsideal scheint mir freilich noch aus einem *zweiten Grund* nicht unproblematisch. Ich meine damit die ganz grundsätzliche philosophische Überhöhung der Tradition des sogenannten Humboldtschen Reformdiskurses – ihre, ich pointiere noch etwas stärker, quasi metaphysische Überhöhung durch die klassische neuplatonische Dialektik von Einheit und Vielheit³. Wenn man die Berliner Universitätsreformschriften des frühen neunzehnten Jahrhunderts liest, impliziert das dort explizierte Universitätskonzept auch eine starke Abwehr von pragmatischer Argumentation und einen strengen Zug ins Grundsätzliche bis hin zum Metaphysischen. Jürgen Mittelstraß hat einmal sehr hilfreich zwischen einer Konzeption der Einheit der Wissenschaft in Kantischer und Leibnizscher Tradition unterschieden; während in ersterer „Einheit der Wissenschaft“ als regulative Idee im Prozess

3 Jürgen Mittelstraß sprach in der Diskussion des Beitrags treffend von einem „außer Rand und Band geratenen Idealismus“.

wissenschaftlichen Arbeitens begriffen ist, impliziert die zweite die Einheit der Wissenschaft als eigenständiges System in Gestalt einer *Mathesis universalis*⁴. Ich greife wohl nicht zu stark in das Geschäft der Philosophiehistoriker ein, wenn ich die philosophische Debatte des achtzehnten Jahrhunderts als Entwicklung von der Leibnizschen zur Kantischen Wissenschaftstheorie beschreibe – angesichts dieser Entwicklung, die man als Entmetaphysierung und Entplatonisierung des Konzepts einer Einheit der Wissenschaft beschreiben kann, überrascht aber, dass wenige Jahre nach dem Tode Kants im Jahre 1804 in den Texten der Berliner Gründerväter eine massive Remetaphysierung und Replatonisierung zu konstatieren ist. Wir müssen uns diesen merkwürdigen Zug der Berliner Universitätsgründungstexte etwas näher besehen, da er bis heute die Wirklichkeit mindestens der deutschen Universitätsdiskussion ungut beeinflusst. Denn die metaphysische und platonische Wiederaufladung der Konzepte einer Einheit der Wissenschaft, die man biographisch erklären könnte (Schleiermacher übersetzte Plato ins Deutsche, Humboldt orientierte seinen Humanismus ebenfalls an einem Bild des klassischen Griechenland)⁵, ist mehr rhetorisch aufgeputzt denn inhaltlich gefüllt.

Um auf die starke Bedeutung des Konzeptes aufmerksam zu werden, muss man freilich in den einschlägigen Texten gründlich lesen. Auf den ersten Blick geht es in ihnen zunächst einmal einfach um die *Universitas litterarum*, obwohl der Begriff beispielsweise in Schleiermachers „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne“ gar nicht fällt; ich vermute (ohne dass ich Zeit hatte, dies sorgfältig zu recherchieren, aus einem grundsätzlichen Vorbehalt gegen die lateinische Terminologie der als vermufft und mittelalterlich empfundenen barocken Universität). Aber in Wahrheit geht es den Berliner Universitätsgründern eben um weit mehr als nur die „Gesamtheit der Wissenschaften“ (ich werde daher auf das Konzept einer *Universitas litterarum* und auf Problem der Übersetzung dieses lateinischen Ausdrucks im zweiten Abschnitt dieses Vortrags noch einmal zurückkommen). Die Berliner, wenn ich sie der Einfachheit halber einmal so zusammennehmen darf, sprechen anstelle des mutmaßlich als verpöht empfundenen Ausdrucks *Universitas litterarum* gern von „dem Ganzen“: Im Studenten soll, so sagt Schleiermacher, „das Gesamtgebiet des Wissens wenigstens in seinen Grundzügen zur Anschauung kommen“ (186⁶); Humboldt betont dagegen den Prozesscharakter der Wissenschaft, der keine künstliche Begrenzung oder gar Stillstellung verträgt: „Es ist ferner eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, dass sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben“ (274). Wenn man diese und andere Zitate gründlich analysiert, wird deutlich, dass es um mehr als nur um *Universitas litterarum* im Sinne einer Gesamtheit der Wissenschaften geht, die an einer Universität versammelt ist – es geht um die in den Wissenschaften aufbewahrte und als Diskurs realisierte Gesamtheit von Welt und Leben überhaupt, um eine geradezu niederschmetternde Totalität, die im Alltag einer Universität mehr oder weniger, aber mindestens, wie Schleiermacher sagt, in ihren Grundzügen präsent sein soll. Das aber ist jene alte, auf Platon und die Neuplatoniker zurückgehende und von Leibniz nur oberflächlich modifizierte Vorstellung von Einheit und Vielheit, die im deutschen Idealismus des Berliner Universitätsprofessors Hegel fröhliche Urständ feiern wird und in einer Art nachkantischem idealistischen Reckaufschwung die Texte der Berliner Universitätsgründer prägt.

Man darf sich nicht täuschen; es geht bei dieser Prägung keineswegs allein um romantische Totalitätsrhetorik in Texten, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Die Berliner Universität von 1810 organisierte sich ein Stück auf diese Weise. Der Theologe Schleiermacher hielt Vorlesungen über Staats- und Gesellschaftstheorien und entwickelte Vier-Felder-Theorien über die gesamte Gesellschaft, die dann auch im Hintergrund seiner Spezialvorlesungen über Kirchengeschichte oder Pädagogik standen.

Mit anderen Worten formuliert: Die neuplatonische Idee des $\epsilon\eta\nu\ \kappa\alpha\iota\ \pi\alpha\sigma\eta\nu$, des Einen, das den Prozess der Entfaltung von Vielfalt generiert und teleologisch das Viele als das Ganze, als Realisierungsgestalt des

4 B. Gräfrath/R. Huber/B. Uhlemann, Einheit. Interdisziplinarität. Komplementarität. Orientierungsprobleme der Wissenschaft heute, Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Forschungsbericht [Arbeitsgruppe Einheit der Wissenschaften] 3, hg. v. J. Mittelstraß, Berlin 1991, 10-17.

5 Ich notiere, dass hier noch ausführlichere Untersuchungen notwendig wären: Der Plato-Forscher Schleiermacher unterschied streng zwischen dem historischen Plato und den Neuplatonikern. Sein Konzept der Einheit der Wissenschaft steht aber in den Bahnen des Neuplatonismus.

6 Ich zitiere aus Gründen der Bequemlichkeit hier nach: Gelegentliche Gedanken über Universitäten, hg. v. E. Müller, RUB 1353, Leipzig 1990. Die Nachweise aus den kritischen Ausgaben finden sich in den Aufsätzen des in Anmerkung 1 zitierten Bandes.

Einen entbirgt, wird verwendet, um die seit der europäischen Neuzeit unübersichtlich werdende Fülle des Wissens und der Disziplinen zu organisieren (oder, böser formuliert, zu bewältigen, zu überwältigen). Oder, mehr historisch gewendet: Weil die Berliner Universitätsgründer nicht nur Denker von Totalität waren, sondern dies auch in ihrem akademischen Alltag realisieren konnten, entwarfen sie die Universität als eine große Realisierungsgestalt der letztlich neuplatonischen, im späten achtzehnten Jahrhundert nur oberflächlich modernisierten Idee einer Einheit in differenzierter Vielfalt. Das zwanzigste Jahrhundert hat diese Grundfigur in den berühmten Formeln verschleiert – wenn von „Einsamkeit und Freiheit“, der „Einheit von Lehre und Forschung“ oder „Bildung durch Wissenschaft“ die Rede ist, erkennt nur der in den Grundtexten des frühen neunzehnten Jahrhunderts sehr Bewanderte, dass hier das neuplatonische Konzept einer Einheit von Vielfalt im Hintergrund steht, die beispielsweise die unbegrenzte Zweiheit von Lehre und Forschung aus sich heraus entlässt und wieder in sich aufnimmt. Da seit dem zwanzigsten Jahrhundert die überwiegende Mehrzahl der Wissenschaftler sowohl (man denke nur an Sir Karl Popper) Plato als auch der Metaphysik-kritisch gegenüber stehen, war diese Verschleierung des metaphysierenden, platonisierenden Grundgedankens wahrscheinlich der Preis für die Erfolgsgeschichte der sogenannten Humboldtschen Universitätsidee und den Siegeszug des sogenannten Humboldtschen Universitätsmodells. Böser formuliert: Die neuplatonische Idee der Einheit in Vielfalt ist die traditionsgeschichtliche Leiche im Keller des Humboldtschen Universitätsmodells. Nun, nach der historischen Aufklärung, können wir auch hier eine ketzerische Frage anschließen: Fällt es deswegen so schwer, Lehre und Forschung zusammenzuhalten, weil die Behauptung ihrer *Einheit* genauso thetisch bleibt wie die Einheit der Wissenschaft in den idealistischen Texten des frühen neunzehnten Jahrhunderts und die Einheit des All-Einen in den neuplatonischen Texten der Spätantike – ist mithin ein Problem der Organisation unserer Universitäten ein Problem des zugrundeliegenden philosophischen Konzeptes?⁷ Ich frage ja nur.

Der erste Teil meines Referates war so angelegt, dass es Zweifel nähren sollte, ob die von einem einstigen Humboldt-Präsidenten erwartbare Antwort auf die Frage, warum wir eigentlich noch Universitäten brauchen, wirklich so unproblematisch einzuschätzen ist, wie wir das mindestens in Deutschland gewöhnlich glauben. Diesen Zweifel möchte ich nun in einem zweiten Abschnitt meines Vortrages verstärken und, wie ich es versprochen habe, drei weitere handelsübliche Antworten auf die Titelfrage „Wozu brauchen wir eigentlich noch Universitäten?“, die nichts oder nur wenig mit dem klassischen Humboldtschen Universitätsmodell zu tun haben, kritisch beleuchten.

Die erste und vermutlich am weitesten verbreitete Antwort rekurriert auf die *Universitas litterarum*; wir müssen sie nun, wie angekündigt, noch einmal in den Blick nehmen, weil der Begriff doch anderes bedeutet als die eben dargestellten Konzepte einer Einheit der Wissenschaft in den Berliner Gründungstexten wie eben. Er wird heute freilich gern als Substitut für die eigentlichen, ursprünglich metaphysierenden, platonisierenden Berliner Konzepte verwendet. Doch nun zum eigentlichen Konzept einer *Universitas litterarum*; leider fehlt eine wirklich gute Begriffsgeschichte. Ich vermute, dass der Begriff in Wahrheit gar nicht, wie man denken könnte, aus dem Mittelalter stammt – damals sprach man eher von *Universitas magistrorum* (so in den Pariser Statuten von 1208/1209⁸) oder von einer *Universitas magistrorum et scoliarium* oder einer *Universitas artistarum*⁹ –, sondern vielmehr frühestens aus der Barockzeit, wenn nicht sogar aus dem neunzehnten Jahrhundert. Auch das wunderbare „Historische Wörterbuch der Philosophie“ teilt nur in einem nicht namentlich gekennzeichneten redaktionellen Artikel mit, dass der Begriff *universitas* im Mittelalter korporative, keine wissenschaftssystematische Bedeutung habe, und bleibt nähere Nachweise schuldig¹⁰. Solange wir aber keine wirklich gute Begriffsgeschichte

⁷ Die Frage, ob wir mit einer an Kants berühmter Fakultätsschrift orientierten Universitätskonzeption besser fahren, habe ich in meiner Abschiedsrede als Präsident am 18. Oktober 2010 verhandelt. Sie ist in gekürzter Fassung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienen (C.M., Universitäten können nicht allen alles bieten [Abschiedsrede zur Übergabe des Präsidentenamtes der Humboldt-Universität zu Berlin, 18.10.2010], in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 251, 28. Oktober 2010, 8) und ungekürzt als vierter Band der „Angelegentlich“-Reihe (Angelegentlich vier. Abschiedsworte des Präsidenten Christoph Marksches am 18. Oktober 2010, Berlin 2010).

⁸ J.F. Niermeyer/C. van de Kieft, *Mediae Latinitatis Lexicon minus*, Darmstadt 2002, Vol. II, s.v. 1372.

⁹ O. Weijers, *Terminologie des universités au XIIIe siècle*, *Lessico Intellettuale Europeo* 39, Rom 1987, 16-26. Vgl. die knappe Definition auf p. 16: „un terme juridique pour une corporation agissant en qualité de personne morale“. Am ehesten in Richtung des Begriffs *Universitas litterarum* geht noch *studium generale*, obwohl auch dieser Ausdruck juristisch grundiert ist und als *licentia ubique docendi* zu interpretieren ist (aaO. 25. 34-40).

¹⁰ Red., Art. Universität I. Wortgeschichte, HWP XI, Darmstadt 2001, 212f.

haben, bleibt auch vollkommen unklar, was *Universitas litterarum* genau bedeutet, wenn der Begriff nicht mehr nur die klassischen Fakultäten der Medizin, Philosophie, Rechtswissenschaft und Theologie umfasst, sondern unter den Bedingungen neuzeitlicher Spezialisierung von rund viertausend Spezialdisziplinen (so eine Schätzung von Jürgen Mittelstraß) entfaltet werden muss. Inzwischen wird der in der späten Neuzeit notorisch unklare lateinische Begriff aber auch kaum mehr verwendet, sondern deutsche und englische Substitute wie „Volluniversität“ oder „comprehensive university“.

Wir sind also von der gehaltvollen, metaphysisch aufgeladenen neuplatonischen Grundierung der Humboldtschen Universitätsidee im Sinne der klassischen Einheit-Vielheit-Dialektik des neunzehnten Jahrhunderts auf eine sehr viel schlichtere Gesamtheitskonzeption zurückgefallen, die der „Volluniversität“. Die ersten Belege dieses nicht gerade sehr schönen deutschen Begriffs tauchen nach meiner zugegeben sehr vorläufigen Recherche gehäuft um das Jahr 1968 auf¹¹. Dieser uns inzwischen so vertraute Begriff – vermutlich als Übersetzung von *Universitas litterarum* entstanden – ist als Übersetzung philologisch nicht vollkommen falsch, aber reduziert die klassische Bedeutung des Begriffs *Universitas litterarum*, weil „Volluniversität“ reinen, schlichten Pragmatismus ausdrückt: die mit bestimmten (welchen?) Disziplinen gefüllte Universität. Das ist deutlich weniger als *Universitas litterarum*, wie ein schlichter Blick ins Lexikon lehrt: In meinem Lateinlexikon wird für *Universitas* das Äquivalent „Gesamtheit“ vorgeschlagen. *Universitas rerum* ist das Weltall, *universitas generis humani* ist das ganze menschliche Geschlecht – „Volluniversität“ ist als Übersetzung mithin bereits eigentlich ein Krisensymptom des Konzepts der *Universitas litterarum*; ohne es wahrscheinlich zu wollen, macht man deutlich, dass eine Institution, die der Gesamtheit der Wissenschaften verpflichtet sein sollte, zur Massenuniversität degeneriert ist – voll *ist* sie (übrigens gerade zu der Zeit, als der Begriff aufkommt, besonders), von Gesamtheit *redet* sie nur noch. In jedem Fall besteht zwischen „voll“ und „gesamt“ jener kategoriale Unterschied, der nun einmal zwischen jeder Beschreibung und Analyse klafft.

Meine These im Blick auf unsere erste handelsübliche Antwort auf die Frage, warum wir eigentlich noch Universitäten brauchen, ist nun die, dass die Krise der Volluniversität unserer Tage zugleich ein schweres theoretisches Problem des Konzepts der *Universitas litterarum* zeigt, das durch die Pragmatisierung dieses Konzepts im Leitideal der „Volluniversität nicht behoben, sondern eher noch verschärft wurde. Welche Disziplinen gehören denn nun unabdingbar zu einer *Universitas litterarum*, welche zur „Volluniversität“? Byzantinistik? Ingenieurwissenschaften? Sportwissenschaft? Und wie stellen wir die Einheit dieser sich immer weiter entfaltenden Disziplinen sicher, wenn uns die platonisierenden Konzepte des frühen neunzehnten Jahrhunderts nur noch peinlich sind?

Gewöhnlich bleiben freilich unsere Analysen dieser Probleme vollkommen an der Oberfläche und beschäftigen sich (vielleicht legt das der Begriff „Voll-Universität“ aber vielleicht auch nahe) mit den schier unerschöpflichen Mengenproblemen, die wir bei mangelnder Finanzausstattung zu bewältigen haben. Gelegentlich greifen die Analysen aber auch tiefer. Der langjährige Berliner Universitätspräsident und Germanist Eberhard Lämmert zitierte schon vor fast dreißig Jahren auf einem von Jürgen Mittelstraß veranstalteten Symposium der Berliner Akademie der Wissenschaften den Chicagoer Altpräsidenten Manyard Hutchins mit dem despektierlichen Satz, dass der Zusammenhalt der Wissenschaften durch ihn selbst und das Heizungssystem garantiert werde, das Ende der gemeinsamen Beheizung aber noch in seine Amtszeit fallen werde¹². Mich interessiert jetzt nicht die Frage, ob tatsächlich vor 1951 (dem Ende seiner Amtszeit) das Heizungssystem in Chicago partialisiert wurde, und auch nicht die Überlegung, wieso ein Erziehungswissenschaftler und Philosoph, der so stark versucht hat, die Einheit der Wissenschaft in der Universitätsausbildung wieder zu verankern (beispielsweise durch das berühmte „Great Books-Programme“), so resignativ scherzen kann; Hutchins Interesse an den „Great Ideas“ und der „Socratic

11 Das an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften erstellte und gepflegte „Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache“ nennt als chronologisch ersten Beleg einen Lexikonartikel: Ch. Hallier, Art. Straßburg, RGG VI, Tübingen 1962, (412-415) 413. Mit „Volluniversität“ bezeichnet der Autor des Artikels eine nach frühneuzeitlichen Ansichten vollständige Universität mit Lehrstühlen aus allen vier Fakultäten, der allerdings (zugunsten der Jesuiten-Akademie im benachbarten Molsheim) der Kaiser die reichsrechtliche Anerkennung als Universität versagte. Für einen Normalfall wird die Bezeichnung also gerade noch nicht verwendet.

12 E. Lämmert, Die Geisteswissenschaften und die Universitas litterarum einer Industriegesellschaft, Einheit der Wissenschaften. Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bonn, 25.-27. Juni 1990, Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Forschungsbericht [Arbeitsgruppe Einheit der Wissenschaften] 4, hg. v. J. Mittelstraß, Berlin 1991, (280-302) 280.

Method“, über sie an einer Universität zu handeln, erinnern stark an Berliner Gründerideen des frühen neunzehnten Jahrhunderts, auch wenn sie historisch betrachtet in Chicago sicher aus anderen, presbyterianischen Wurzeln und damit wahrscheinlich letztlich aus der schottischen Aufklärung stammen – ich bin kein Experte für derartige Zusammenhänge. Mich interessiert vielmehr, dass hier erkannt wurde, dass das Problem der Voll-Universität nicht nur die schiere Fülle von Studierenden bei zu geringer Finanzausstattung ist und auch nicht nur die schiere Fülle von Disziplinen und inter- wie transdisziplinären Aufbrüchen – nein, es fehlt zum einen eine institutionelle Pflege des Zusammenhalts oder, wenn wir die klassische Terminologie aufgreifen wollen, eine Bearbeitung des Problems der Einheit der Wissenschaften an der Universität. Und deswegen wird diese Aufgabe, das wird aus dem resignativen Diktum von Hutchins deutlich, an vielen Orten auch noch zum langen Pflichtenkatalog eines Universitätspräsidenten gezählt. Neben dem institutionellen Ort für die Pflege des Zusammenhalts der Wissenschaften an der Universität fehlen natürlich angesichts der perniziösen Spezialisierung von Forschung wie Lehre auch häufig die Bildungsvoraussetzungen für eine Pflege mit Niveau – es scheint mir kein Zufall, dass in Berlin die Neurologen und Philosophen, die in der Graduiertenschule „Mind and Brain“ im Rahmen des Exzellenzwettbewerbs zusammenarbeiten, zunächst einmal die Konsequenz gezogen haben, im Rahmen des verpflichtenden Studienprogramms Philosophen in biologische Grundlagenvorlesungen und Neurologen in entsprechende philosophische zu schicken. Neben den fehlenden institutionellen und individuellen Struktur- wie Bildungsvoraussetzungen gibt es aber noch einen dritten Grund für die Gefahr, dass der Zusammenhalt der *Universitas litterarum* nur noch durch das Heizungssystem sichergestellt wird (weil die Präsidenten an vielen Orten inzwischen zu reinen Managern mutiert sind, die die Aufgabe, die ihnen Hutchins zuweist, noch schlechter als zu seinen Zeiten erfüllen können). Diesen dritten Grund haben wir bisher nur gestreift. Mir scheint, dass die Idee, die Universität sei eine Einheit aus der Vielfalt der Disziplinen, wie übrigens auch der klassische deutsche Bildungsbegriff im Grunde lediglich eine formale Behauptung ohne wirkliche inhaltliche Füllung ist, und zwar – um die These komplett zu machen – deswegen, weil auch schon die zugrundeliegende philosophische Figur des neuplatonischen $\epsilon\eta\kappa\alpha\iota\ \pi\alpha\sigma\eta\varsigma$ genau so zu charakterisieren ist. Wenn Humboldt bekanntlich Bildung gleichsam ganz neuplatonisch als ausdifferenzierenden Prozess der Individuation durch die Ausformung einer individuellen Mischung von vernünftigen und natürlichen Kräften begriff und Bildung daher als „*proportionierliche* Ausbildung dieser Kräfte zu einem Ganzen“ definiert hat, dann stellt sich natürlich sofort die Frage, was eigentlich inhaltlich die Ganzheit konstituiert abgesehen von einer rein formalen Bezogenheit der einzelnen Kräfte auf die faktische Ganzheit eines individuellen Körpers, dessen Bewusstsein jeden Morgen das Gefühl der Selbigkeit im Blick auf die gestrige und vorgestrige Existenz wiederherstellt. Mir ist durchaus deutlich, dass es gute Gründe gibt, einen Bildungsbegriff rein formal anzulegen (allzumal aufgrund von kleineren Fehlentwicklungen und katastrophalen Irrtümern der deutschen Bildungsgeschichte); man muss sich nur klarmachen, welchen Preis man bei einem rein formalen Bildungsbegriff zahlt. Exakt dieses Problem dupliziert sich aber bei unserem gewöhnlich ziemlich inhaltsleeren Begriff einer „Einheit in der Vielfalt“, der dann, wenn es wirklich ernst wird (und *der* Ernstfall sind Kürzungsaufgaben), durch vorthematische Normierungen gesetzt wird: Rechts- und Wirtschaftswissenschaften scheinen unabdingbar zu einer *Universitas litterarum* zu gehören, obwohl es in Oxford oder Cambridge in der klassischen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Epoche nie eine juristische Fakultät gab, Bologna hingegen zu Beginn eine mehr oder weniger auf die Rechtswissenschaften zentrierte Gründung war, also, pointiert formuliert, eine Spezialschule zur Ausbildung von weltlichen und kirchlichen Juristen. In aller Regel ist unser Begriff der Einheit, die in aller Vielfalt der Universität zur Geltung gebracht werden soll, so wenig inhaltlich gefüllt, dass in den erwähnten Kürzungsdiskussionen, die leider der Ernstfall der *Universitas litterarum* sind, der schiere Pragmatismus triumphiert und vor sieben Jahren an der Humboldt-Universität aus dem Scheitern der Debatte die fatale Konsequenz gezogen wurde, mit dem Rasenmäher zu kürzen – eine in sich indefinite Einheit hat auch keinerlei Tendenz zur Selbstbegrenzung bei der Aufnahme immer neuer Wissenschaftszweige, die eine schlechterdings natürliche Folge der neuzeitlichen Ausdifferenzierung von Disziplinen ist. Noch jeder transdisziplinäre Aufbruch, so ist mit Blick auf Jürgen Mittelstraß zu sagen, führt in die disziplinäre Struktur zurück, teils aus guten Gründen (weil Disziplinen der natürliche institutionelle Wächter von methodenbasierter Qualität sein sollten), teils aus schlechten Gründen (weil sie bequeme Bollwerke zur Verteidigung von Privilegien sind).

Ein zweites Argument, das gewöhnlich dafür angeführt wird, dass wir eigentlich noch Universitäten brauchen, verdankt sich keiner schleichenden Pragmatisierung durch sukzessive Entplatonisierung,

sondern ist die offene Zuflucht zum Pragmatismus: Universitäten werden, so hört man dann, dafür benötigt, eine möglichst hohe Zahl von Absolventen eines bestimmten Territoriums breit auszubilden, sichern also den breiten Bildungsauftrag einer Gesellschaft in Zeiten, in der besonders nötig besonders viele Absolventen einer Universitätsausbildung möglichst preiswert benötigt werden. Das möchte ich die auf die Lehre bezogene Variante des pragmatischen Argumentes nennen, und es ist deutlich, dass man ihm schlecht widersprechen kann, es aber – ganz pragmatisch – Verhältnisse gibt, in denen so viele Absolventen so billig ausgebildet werden sollen, dass von wahrer Bildung nicht mehr die Rede sein kann. Die auf die Forschung bezogene Variante des pragmatischen Argumentes lautet: Wir brauchen noch klassische Universitäten, weil man sich da so leicht über den Weg läuft und so einfach inter- oder sogar transdisziplinär arbeiten kann. Es ist, ohne dass ich viele Worte machen muss, deutlich, dass dieses Argument natürlich ebenfalls sofort – ganz pragmatisch – dann widerlegt werden kann, wenn ich zu weiten Teilen über das weltweite Netz kommuniziere und vollkommen unerheblich ist, ob meine Partner für das inter- und transdisziplinäre Gespräch in Berlin-Mitte, Dahlem, Berkeley oder Bombay sitzen.

Ich komme zum Schluss: Wieso brauchen wir eigentlich noch Universitäten? Wenn ich zynisch wäre (ich bin es aber auch nach fünf Jahren Berliner Präsidentschaft nicht geworden), würde ich antworten: Damit man sieht, dass die beständige rhetorische Wiederholung des alten Ideals einer *Universitas litterarum* in oberflächlich rhetorisch aufgehübschten Parolen, die man wie Monstranzen durch die Landschaft trägt (also: Volluniversität oder comprehensive university) in Zeiten akzelerierender Zellteilung von Fachdisziplinen die Universitäten immer weiter in eine existenzbedrohliche Situation hineintreibt – ja, wenn sie nicht die Chance nutzen, die sich in der Etablierung neuer Brückendisziplinen jenseits der klassischen Grenzen beispielsweise von Chemie und Biologie, von klassischer Archäologie und Biologie und so fort eröffnet. Wir brauchen dann und nur dann weiter Universitäten, wenn es an ihnen gelingt, Institutionen zu schaffen, die die Einheit in der Vielfalt pflegen, der ganzen Universität als Richtungswinkel des allgemeinen Handelns im Bewusstsein halten und entsprechende Bildungsstandards sowohl setzen als auch durchsetzen. Und – das habe ich ja nun wieder und wieder gesagt – nicht dem institutionellen Irrweg Wilhelm von Humboldts folgen und alle Berufsbildung mit einer billigen Attacke gegen die angebliche Verzweckung der Universität aus derselben zu exmatrikulieren suchen; nein, man muss wie Schleiermacher zweckfreie und zweckgebundene Forschung, Bildung und Ausbildung zusammenhalten an der Universität, erst dann ist sie die wirkliche *Universitas litterarum*, weil es Kategorien gibt, Einheit und Vielfalt inhaltlich präziser zu bestimmen, als das unseren Vätern und Vorvätern gelang. Wenn das nicht gelingt, dann werden die leistungsfähigen Professional Schools über die orientierungslose Universität klassischen Typs obsiegen, dann ist das Modell der französischen Revolution und ihrer Napoleonischen Durchsetzung wie Domestizierung eben doch das bessere und die Empfehlungen des bundesrepublikanischen Wissenschaftsrates, Professional Schools innerhalb der Universitäten einzurichten, werden dieselben gänzlich auseinandertreiben. Versteht man das Humboldtsche Universitätsmodell aber so stark von Schleiermacher her, wie ich es immer verstanden habe, ist diese Empfehlung eine der hilfreichen Vorschläge zur Sanierung einer diffusen Einheit in unübersichtlicher Vielfalt, ein Versuch, wirre Pluralität in geordneten Pluralismus zu überführen. Und dann wird man die Entstehung der neuen Brückendisziplinen, die Mathematisierung vieler Wissenschaften, Hybridbildungen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften wie die gegenwärtige Form, Archäologie zu betreiben, als ein großes Geschenk für die Universitäten begreifen, wieder neu zu definieren, was Einheit der Wissenschaft bedeutet und was genau unter *Universitas litterarum* zu verstehen ist. Vielen Dank für Ihre Geduld.